Das Unheimliche sitzt stets im eigenen Haus

Von den Dingen zur Theorie: Lothar Müller zeichnet nach, wie Freud die Obsessionen erkannte, die sich hinter jedem noch so banalen Requisit verbergen.

Antike Skulpturen als Türöffner zum Unbewussten: Das Arbeitszimmer Sigmund Freuds ist heute im Londoner Freud-Museum zu besichtigen. Foto Chris Miller / Camera Press / Laif

Vor zwanzig Jahren war im Wiener Freud-Museum eine Ausstellung der Antiquitätensammlung zu sehen, die gemeinsam mit dem Begründer der Psychoanalyse 1938 ins Londoner Exil gegangen war. Dabei ging es nicht nur darum, Freuds umfangreiche, in der Mehrzahl aus antiken Figuren bestehende Sammlung wenigstens besuchsweise an ihren Ursprungsort zurückzuholen, sondern deren vielfältige Beziehungen zur Psychoanalyse herauszuschälen. Die „alten und dreckigen Götter" beteiligten sich, wie die Kuratorin Lydia Marinelli damals im Katalog schrieb, an der analytischen Arbeit, indem sie zahlreiche Assoziationen ermöglichten, um Verbindungen zwischen Psychoanalyse, Archäologie, Mythologie und Altertumskunde herzustellen. Die kleinen Statuen erfüllten damit eine ähnliche Funktion wie Metaphern und Gleichnisse. Freud benutzte sie in heuristischer Absicht, um sich der Terra incognita des Unbewussten, für das es keine anatomisch oder physiologisch approbierte Beschreibung gab, anzunähern.

Die damalige Ausstellung war Ausdruck einer einsetzenden Konjunktur der Dinge, die Kunst- und Wissenschaftsgeschichte, Kultur- und Medienwissenschaften gleichermaßen erfasste. In Abkehr von der bis dahin vorherrschenden Orientierung an Wort, Idee und Theorie ging es darum, die Bedeutung von Objekten, materiellen Repräsentationen und Wissensräumen für die Geschichte des Wissens fruchtbar zu machen. Auch für Freud gilt, dass neben seinen Antiken auch Gegenstände wie die Couch oder

Werden Sie gern von einem Buch gesiezt?

Leben als Gleichung: Marion Braschs Roman „Lieber woanders"

„So ist das Leben." Diese Weisheit eines Anonymus hat Marion Brasch ihrem neuen Roman vorangestellt. Davor gibt es noch ein Zitat von Paul Auster, in dem er sich fragt, ob Zufall und Schicksal nichts anderes als praktische Illustrationen der Wahrscheinlichkeitsrechnung seien. Damit wären die zwei Hypothesen dieses Romans über das Leben, „so, wie es ist", ausgerollt wie ein Hefeteig, der noch einen Moment lang gehen will. Nämlich einerseits, dass das Leben gar nicht zu erklären ist und man es deswegen auch gar nicht erst versuchen sollte. Und andererseits, wenn man es doch tut, dann bitte mathematisch. „Lieber woanders" ist dementsprechend ein Roman, der uns das Leben so vorführt, wie es ist, und zwar auf Basis einer Gleichung, die von der Erzählerin aufgestellt und auf das Leben angewendet wird.

In dieser Gleichung werden zwei junge Menschen innerhalb von vierundzwanzig Stunden aufeinander zubewegt. Ein bisschen wie Labormäuse mit manipuliertem Gencode. Das wissen jetzt aber nur Sie und ich. Denn für die Figuren ist das, was sie erleben, ja ihr Schicksal, für uns dagegen nur ein kompositorischer Streich, mit dem Marion Brasch ein literarisches Metadrama inszeniert, das wiederum den Leser zu einer Empfindung à la „So ist das Leben!" verführen soll.

Die jungen Leute in diesem Roman heißen Alex und Toni. Toni lebt in einem Wohnwagen irgendwo im Brandenburgischen und ist kurz davor, einen Buchvertrag als Zeichnerin zu unterzeichnen. Und zwar in Berlin. Alex wiederum ist Roadie, das heißt, er macht für eine Band den Auf- und Abbau bei Konzerten. Alex hat eine kleine Tochter, eine Frau und seit sieben Jahren eine Geliebte. Dass er Konflikten mit reichlich Aussitzvermögen aus dem Weg geht, wissen wir aus Alex' kompliziertem Doppelleben bereits. Auch,

der Wunderblock in ihrer Bedeutung für Theorie und Praxis der Psychoanalyse ausgiebig beschrieben worden sind.

Die Hinwendung zu den Dingen hat aufschlussreiche Forschungsergebnisse zutage gefördert, aber eine Frage ist bislang nicht gestellt worden: Gibt es im Hinblick auf die Psychoanalyse neben der offensichtlichen Metaphorisierungsarbeit einen gemeinsamen Nenner, der all die vielfältigen Phänomene der Dingwelt zusammenführt, und wenn ja, worin könnte er bestehen? In seinem neuen Buch gibt Lothar Müller eine so einfache wie bestechende Antwort: Die Dinge ermöglichen eine „Einbettung der Lehren Freuds in die Lebenswelt, der sie entstammen".

Vor einigen Jahren hat Müller eine außerordentlich lesenswerte Geschichte des Papiers vorgelegt, in der er zeigt, dass es keine Epoche der Bücher, Zeitschriften, Geldscheine oder Eintrittskarten gegeben hätte ohne die stoffliche Robustheit von Papier, dessen Herstellungsverfahren und einen wohlorganisierten Markt, der den wachsenden Papierhunger befriedigte, zum Teil sogar erst anregte. Papier ermöglichte einen neuen Blick auf die Welt. In „Freuds Dinge" verfolgt Müller unter Berufung auf Sigfried Giedion einen ähnlichen Ansatz. Die Transformation des Alltagslebens durch eine neuartige Dingwelt – und das heißt seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vor allem: eine Konsumwelt mit Waren, die die bürgerliche Physiognomie prägen – hat auch neue Wahrnehmungsweisen hervorgebracht, die sich die Psychoanalyse in doppelter Weise zunutze machte: einmal eben als Gleichnisse zur Entfaltung ihrer Theorien, und einmal als Material zur Entschlüsselung der Träume.

Dass Freud der Epoche der Mechanisierung, Thermodynamik und Elektrifizierung entstammt, wird durch beliebige Lektüre seiner Schriften schnell deutlich. Doch wie die mitunter subtilen Verbindungen zwischen diesen Dingen und der Theoriebildung gestrickt sind; welche Bedeutung äußere Gestalt, Funktion und der Name der Dinge in diesem Zusammenhang haben; dass Freud sich nicht nur für kostbare Antiken oder Jahrhunderterfindungen wie das Telefon interessierte, sondern auch das Unscheinbare, den billigen Nippes und schnell vergängliche Gebrauchsgegenstände wie Kerzen der Marke „Apollo" einbezog – all das führt Müller mit Hilfe von Tugenden vor, die Freud selbst gepflegt hat: Aufmerksamkeit aufs klein Scheinende, Genauigkeit der Lektüre und überraschende Assoziationen, die der enormen Belesenheit des Autors Leichtigkeit und Eleganz verschaffen.

„Freuds Dinge" ist weder eine Einführung in Freud noch in die Warenwelten des bürgerlichen Zeitalters, es ist vielmehr ein Cicerone durch die mit Dingen bestückten Räume, die Freuds unmittelbare Lebenswelt in Wien ausmachten. Wobei auch Müller nicht umhinkommt, das wissenschaftliche Labor und die Klinik, wo der junge Neuroanatom und Arzt mit Mikrotomen, Elektrisiermaschinen und Mikroskopen hantierte, an den Beginn seines Buches zu setzen. Zu sehr blieb Freud den naturwissenschaftlichen Apparaturen auch nach seinem Rückzug aus der Universität verbunden. Und doch waren die Labore nicht die Räume, in denen die Psychoanalyse in Theorie und Praxis entwickelt wurde. Das geschah in der Wohnung in der Berggasse 19, wo die Familie Freud seit 1891 zu Hause war. Das typisch bürgerliche Interieur sowohl der Privaträume als auch des Arbeitsbereichs kennt man aus den Fotografien Edmund Engelmans, die im Mai 1938 angefertigt wurden, als über dem Hauseingang bereits ein Hakenkreuz angebracht war. Damit war diese bürgerliche Welt untergegangen.

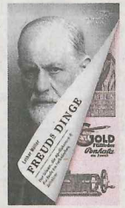
Das heißt jedoch nicht, dass um 1900 noch alles in schönster Ordnung gewesen wäre. Behutsam zeichnet Müller die Verbindungslinien zwischen bürgerlichem und seelischem Interieur nach. Das Unheimliche beruht nicht, wie es Reaktionäre damals und heute behaupten, auf einer Invasion von außen, sondern sitzt inmitten der vermeintlichen Geborgenheit im eigenen Haus. Hinter jedem noch so harmlosen Requisit können sich Leidenschaften, Obsessionen und Pathologien verbergen, welche die Souveränität des bürgerlichen Ichs grundsätzlich in Frage stellen. Auch wenn Freud sich zunächst dagegen wehrte, war die Psychoanalyse von Anfang auch eine Gesellschaftsdiagnostik, einfach weil sich im Unbewussten Spuren jener Dinge ablagerten, die in der bürgerlichen Welt kursierten.

Am prägnantesten stellt Müller diese Verbindungen in den Kapiteln über die Antikensammlung heraus. Die Antiken befanden sich ausschließlich in Freuds Arbeitsbereich – als sollte der bürgerliche Plüsch von den dreckigen Göttern reingehalten werden. Aber natürlich waren diese Stücke, ob Originale oder fürs breite Publikum hergestellte Kopien, in der geistigen und realen Asservatenkammer des Bürgertums allgegenwärtig. Zwischen die antike Mythologie und Freuds Aufklärungsarbeit treten die Dinge, die in der Waren- und Vorstellungswelt des neunzehnten Jahrhunderts zirkulieren.

In einer besonders dichten Passage zeigt Müller, dass Freuds Antikenbegeisterung nicht auf die Fortführung einer von Winckelmann, Schiller oder Goethe genährten klassischen Bildung zu reduzieren ist. Wenn das alles gewesen wäre, hätte sich das späte nicht vom frühen neunzehnten Jahrhundert unterschieden. Doch die antiken Götter erfahren im Verlauf des Jahrhunderts eine grundlegende Transformation. Was den Unterschied ausmacht, ist die Loslösung ihres Nachlebens von der Opposition zwischen Christentum und heidnischer Antike. Dadurch wird der Weg frei für eine „Veralltäglichung der antiken Götter und Heroen", der Müller in Mikroexkursen zu Heinrich Heine, Joseph Conrad und Franz Kafka nachgeht. Für die literarische Verarbeitung gilt ebenso wie für Freuds Analysen, dass sie einen gemeinsamen Resonanzraum bilden mit den Nymphen, Göttern und anderen mythischen Wesen, die auf Häuserfassaden, in Vergnügungsstätten und der aufziehenden Welt der Werbung zu sehen waren.

Müllers Beschreibungskunst besteht darin, den Dingen in Freuds Texten nachzuspüren, sie herauszupräparieren und in die Lebenswelt zurückzuholen, aus der sie stammen, um auf diese Weise den Texten neue Nuancen abzugewinnen. Man hat große Lust, Freuds Schriften mit neu geschärfter Aufmerksamkeit wieder zur Hand zu nehmen. Am schönsten wäre es, sich die Dinge daneben zu legen, die in diesen Texten verhandelt werden. Wenn die Dinge jedoch gerade nicht zur Hand sind, ist man mit „Freuds Dinge" bestens bedient.

MICHAEL HAGNER



Lothar Müller: „Freuds Dinge". Der Diwan, die Apollokerzen & die Seele im technischen Zeitalter.

Verlag Die Andere Bibliothek, Berlin 2019.
420 S., geb., 42,– €.

Marion Brasch: „Lieber woanders". Roman.

Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2019.
160 S., geb., 20,– €.

dass er mal einen ziemlich schlimmen Autounfall gebaut haben muss. Bald verstehen wir aber noch mehr über ihn: Alex hat ein dunkles Geheimnis. Und das macht ihn zu einer Art Zombie.

Toni wiederum ist eine ruppig-romantische Einzelgängerin. Sie hatte mal einen kleinen Bruder, den sie liebevoll betreut hat, wenn die Mutter gerade mal wieder auf Tabletten war, weil sie die Trennung vom Vater nicht verwinden konnte. Toni, so erfahren wir nach und nach, hat ein dickes Trauma, weil es diesen Bruder in ihrem Leben nicht mehr zu geben scheint. Nun will die Erzählerin, dass Alex und Toni über einen Schuld-Trauma-Komplex miteinander verbunden sind. Und ihr Wille geschehe! Wie die Dinge genau zusammenhängen, das enthüllt der Roman Schritt für Schritt. Die Erzählerin wendet sich dafür in kursivierten Passagen demiurgisch an ihre Leser: „Möglicherweise finden Toni und Alex in dieser Nacht noch ein wenig Schlaf. Und was machen wir inzwischen?"

Das ist eine gute Frage. Wir werden uns der Konstruiertheit einer jeden Geschichte bewusst. Und dann lesen wir wei-